

„Vom Mittelalter zur Neuzeit.“ Ein Künstler in Winsen hat eine der ältesten überlieferten Begleitmusiken zu diesem Titel geschrieben, ohne den eine Darstellung deutscher, ja europäischer Geistes- und Kulturgeschichte nicht möglich wäre. Die so genannte Winsener Tabulatur, eine Notenhandschrift aus dem Jahre 1431, ruht in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin. In der Handschriftenabteilung ist die Schrift unter der Signatur Ms. theol. lat. qu. 290, Blatt 56v – 58r abgelegt.

Die Tabulatur, in der ein Summum Sanctus, ein Patrem, ein Kyrie und ein F(r)ysicum sowie ein Volkslied mit dem Titel „Wol up, Gesellen, ist an der Tyed ny“ notiert sind, ist der Anhang zu einer in lateinischer Sprache notierten Predigtreihe nebst Gedanken über römische Philosophen und christliche Theologen eines unbekanntes Geistlichen namens Ludulfus Wilkinus mit der Überschrift „In Wynsem“.

Zum Notenanhang: Die Oberstimme ist in fünf-, bisweilen in sechslinigem Notensystem aufgezeichnet, die Unterstimme für linke Hand – möglicherweise auch schon für Pedal – ist in Buchstaben notiert. Der Künstler hat sich der Mensuralnotation bedient, allerdings einer späten Variante dieser Notation, da neben Maxima, Longa, Brevis und Semibrevis auch schon Noten mit kleineren Werten, nämlich die

Minima und die Seminimima zu finden sind. Die Notenkästchen sind ausgefüllt, nicht nur umrandet(1), wie man sie in der Schreibweise etwa ab 1430 verwendet hat.

Die Orgel im Mittelalter

„Sieh, wie der Knabe hier spielt seiner Orgel bescheidene Pfeifen? Dort die Posaunen voll Klang absetzt vom Munde der Greis! Klingen die Zymbeln vermählt sich dem hohen Ton der Schalmeien. Andere Weisen doch bringt, süße, die Pfeife hervor. Dröhnende Pauken der Alten, sie mildert die Flöte der Jugend und für die Leier ertönt menschlicher Stimmen Gesang.“
(2)

So beschreibt der aus Italien stammende Venantius Fortunatus, um 600 Bischof von Poitiers, den Pariser Gottesdienst. Auf mehrstimmiges Musizieren freilich darf aus dieser lyrischen Schilderung noch nicht geschlossen werden. Allerdings findet sich in diesem Gedicht einer der ersten Hinweise darauf, dass die Pfeifenorgel in Mitteleuropa schon bekannt ist. Im achten Jahrhundert erhielten König Pippin und Karl der Große Orgeln als Geschenke vom byzantinischen Kaiser, die freilich nur einen Umfang von wenigen Tönen gehabt haben. Der erforderliche Luftdruck wurde durch lastendes Wasser erzeugt.

Erst im zehnten Jahrhundert wurde der Tonumfang auf etwa eine Oktave ausgebaut, zudem wurde der Blasebalg erfunden. Jetzt erst drang die Orgel als Begleitinstrument in die Sakralmusik ein. Die Kleinorgel – das sogenannte Positiv – hatte seinen Platz im Chorraum der Kirchen. Ein „Ableger“ davon war das Portativ, ein beliebtes Hausinstrument im Mittelalter. Es wurde auf dem Schoß gehalten, während eine Hand den kleinen Balg bediente und die andere die Tasten schlug. Ein Fingerspiel war noch nicht möglich, dazu lagen die Asten allzu weit auseinander. (3)

Erst im 13. Jahrhundert begann die Entwicklung der Orgel, wie sie heute bekannt ist. Dem Prinzipal, der führenden Klangfamilie, wurden Hinterstimmen, gemischte Stimmen und eine Vielzahl von Aliquoten, etwa 32- bis 56-fach besetzt, beigelegt.

Für das Jahr 953 ist der Bau einer Orgel durch Mönche des fränkischen Reiches im Kölner Dom belegt, und schon 980 wird eine Orgel mit 400 Pfeifen im Kloster Winchester erwähnt. „Um 1300 hatten fast alle größeren Kirchen Orgeln. Außerhalb der Kirche war das Instrument besonders als Positiv und als tragbares Portativ verbreitet.“ (4) Von Deutschland schreibt Propst Felix Hemmerli von Solothurn im Jahre 1426, dass hier „nach der löblichen und längst eingeführten Sitte fast alle Gotteshäuser, insbesondere die

Kathedral- und Kollegiatkirchen, mit melodischen Orgelwerken geziert“ sind. (5)

Das mag in ganz besonderer Weise für den norddeutschen Raum gegolten haben, der längst durch die Hanse aufs engste insbesondere mit den Städten des heutigen Belgien und Holland verbunden war. Dort, vornehmlich in Groningen, saßen die großen Orgelbauer, die die Instrumente zu immer höherer Vollendung führten. So erfand um 1300 der Brabanter Louis van Balbecke das Pedal, und dort wurde auch mit der Erfindung der Springlade eine Scheidung des Pfeifenwerkes in mehrere Register möglich. Erst danach war es möglich, die zumeist einstimmig gesungene Liturgie insgesamt instrumental zu begleiten. (6)

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts hat die Orgel eine chromatische Klaviatur und auch schon ein Doppelmanual. Damit ist die Orgel zu einem wertvollen künstlerischen Sprachmittel geworden. (7)

Orgelbau im norddeutschen Raum

Das niederländische Groningen gilt als Ausgangspunkt für die Orgelbaukunst im norddeutschen Raum. Die früheste fassbare Gestalt ist Meister Harmannus, der um 1440 die große Orgel in der Martinikerk in Groningen erbaute und im Jahre 1457 nachweislich im ostfriesischen Rysum am Werk war. Ihm gaben die

Rysumer nach der Chronik des Eggerik Beninga für ihre in Groningen gefertigte Orgel „ere vette beeste“ (Kühe) in Zahlung. (8) Meister Harmannus hatte viele Zunftkollegen, und die hinterließen ihre Spuren. Nicht nur, dass sie in den Kirchen ihre Instrumente aufbauten, nein: Sie hinterließen mit ihren Werken zugleich Muster für den Nachbau. So sind bereits in Hamburg und Lüneburg eigenständige Orgelbauwerkstätten für den Beginn des 15. Jahrhunderts anzunehmen (9), und aller Wahrscheinlichkeit nach hat es dort Orgelbauer bereits gegeben, bevor die Groninger Meister mit ihrer ausgefeilten Orgelbautechnik die Hansestädte eroberten.

So ist der Gebrauch der Orgel zum gottesdienstlichen Gebrauch in Hamburg bereits 1336 in vier Arten vorgeschrieben: „In organis“ (Orgel allein), „In organis et per chorum alternatim“ (Orgel und Chor im Wechsel, „Sic quod ipsi unum versum, chorus secundum et organa tertium versum alternatim decantant“ (Solisten, Chor und Orgel im Wechsel/ und „In organis et per chorum cantando“ (Orgel mit Chor) (10).

Orgeln im Winsener Raum

Um es vorwegzunehmen: Nachweisbar sind Orgeln im Winsener Raum für die Zeit von 1400 bis 1450 nicht!

Und doch gibt es eine Menge Anhaltspunkte dafür, dass in vielen Kirchen diese Instrumente schon vorhanden waren. Aus der St.-Johannis-Kirche in Salzhausen ist bekannt, dass dort bereits 1548 eine Orgel auf der extra dafür gebauten Empore vorhanden war (11). Im benachbarten Amelinghausen, das von der Muttergemeinde Salzhausen abhängig war, ist eine Orgel bereits in vorreformatorischer Zeit nachgewiesen. Das lässt den Schluss zu, dass auch die Muttergemeinde schon sehr viel früher als die Tochter über ein derartiges Instrument verfügte. Immerhin hatten die Instrumente damals ein durchschnittliches Lebensalter von etwa 200 Jahren.

Im Jahre 1435 wurde die damals neugebaute St.-Nikolai-Kirche in Bardowick mit einem Instrument ausgestattet. Nach der Weihe der Kirche mit ihren drei Altären arbeitete der Lüneburger Sülfmeister, Ratsherr und Bürgermeister Hinrik Lange – der Nikolaihof in Bardowick gehörte zur Stadt Lüneburg – systematisch auf die Anschaffung einer Orgel hin. Gekauft wurde schließlich ein bereits gebrauchtes Orgelwerk aus der Hand der Geschworenen der Lüneburger St.-Johannis-Kirche. Hinrik Lange ließ es umsetzen und von Snitker Claus eine „Structuren“ dazu machen, einen Rahmen also (12). Zu dieser Zeit freilich war Bardowick bedeutungsmäßig längst hinter Winsen zurückgetreten.

In Winsen selbst, wo um 1400 die St.-Marien-Kirche von Franziskaner-Mönchen fertiggestellt wurde, sind aus vorreformatorischer Zeit keine Unterlagen erhalten; dort wurde 1641 der „erste Cantor introducieret“, doch gemeint sein dürfte damit der erste nachreformatorische (13).

Winsen um 1400

Wie untrennbar die Geschehnisse von Lüneburg und Winsen miteinander verbunden sind, zeigt das ausgehende 14. Jahrhundert: 1369 starb Herzog Wilhelm, und gegen den Einspruch des Kurfürsten von Sachsen trat Herzog Magnus II vom Wolfenbütteler Zweig der Welfen im Streit um die Erbfolge die Herrschaft an. Er unterdrückte die Stadt Lüneburg so stark, dass sie rebellierte. 1371 drangen Lüneburger Bürger in die Burg auf dem Kalkberg ein und zerstörten sie. Damit die Bürgerfreiheit nie wieder vom Kalkberg aus gefährdet würde, wurde auch das Kloster St. Michaelis ganz in der Nähe der Burg geschleift und in die Stadt verlegt. Kaum war der Herzogsitz in Lüneburg gefallen, da nutzte Magnus mit seiner Familie zunehmend das Winsener Schloss zu Aufhalten, verstärkte hier offensichtlich auch seine Streitmacht – und machte Winsen zur Großvogtei.

Als der Lüneburger Rat neben der Michaelisschule der Lüneburger Benediktiner-Mönche die Gründung einer

weiteren Schule durch Prämonstratenser billigte, nahmen Magnus' Söhne Rache an den Lüneburgern – von Winsen aus. Die Benediktiner hatten den Verdener Bischof Otto, einen weiteren Sohn des Herzogs Magnus, um Beistand gebeten. Der rief im Februar 1395 sogleich die höhere Geistlichkeit seiner Diözese auf, „das Heiligentaler Gymnasium der Prämonstratenser als ein Schandmal gebrochenen Friedens zu bekämpfen, Rat und Bürger zur Abkehr von der fluchwürdigen Lehranstalt zu zwingen“. Die Herzöge Bernd und Hinrik griffen die Beschwerde auf, führten bei der Sate, einem Schutzbündnis der Städte gegen die Obrigkeit, Klage darüber, dass die Lüneburger Stadtleute den Heiligentaler Probst in seinen Schulplänen unterstütze, und beauftragten den herzoglichen Vogt zu Winsen, die Landgüter des Klosters zu verwüsten. 1398 entschied dann Papst Bonifatius I in einer Bulle, die Heiligentaler Schule sei innerhalb von zwei Monaten zu zerstören.

Hatten sich die Nachfolger Magnus II zunächst darauf geeinigt, ihre Erblände nicht zu teilen, so waren sie von 1409 an anderer Meinung. Lediglich die Hauptstädte Lüneburg und Braunschweig sollten bei einer Gesamthuldigung verharren. Hinrik wählte das Fürstentum Lüneburg, Bernd zog nach Braunschweig. Vor seinem Tod im Jahre 1416 ernannte Hinrik die Lüneburger Ratsobrigkeit zum Vormund seiner Kinder, des 16jährigen Wilhelm und des fünfjährigen Hinrik.

Als der ältere Wilhelm abermals auf Landesteilung drängte, übernahm sein Onkel Bernhard die Regentschaft über Lüneburg, die nach seinem Tode an seinen Sohn Otto (gestorben 1446) und danach an den zweiten Sohn Frederik (gestorben 1478) überging (16). Während dieser Erbaueinandersetzungen dürfte ein ständiges Kommen und Gehen auf dem Winsener Schloss geherrscht haben, da ja nicht nur über Territorialansprüche verhandelt wurde, sondern diese zugleich die Regelung von Rechten gegenüber den Städten bedingten.

Das Winsener Schloss, ein ansonsten moderner Bau, hatte jedoch einen Schönheitsfehler: Es hatte ursprünglich keine Kapelle! So stifteten die Herzöge Otto und Wilhelm im Jahre 1336 der örtlichen Kirche – Winsen war in dieser Zeit gerade dabei, sich vom Weichbild zur Stadt zu mausern – einen Altar „beati Georgii“. Im Gegenzug dieser Schenkung räumte Bischof Johann von Verden den Herzögen das Präsentationsrecht ein: Sie konnten bestimmen, welcher Geistliche an diesem Altar Dienst tun sollte (17). Möglicherweise waren diese Geistlichen zugleich Pronotare der Herzöge. Sie dürften dem Landadel entstammt haben.

War es schon Dietrich von Spörken, der 1372 als erster Winsener Kirchherr, also Geistlicher, erwähnt wird, oder war es erst sein Nachfolger, der mit Unbehagen

eine geistliche Konkurrenz aus dem nahen Lüneburg kommen sah? Die Barfüßermönche vom Lüneburger Franziskanerkloster hatten den Weg nach Winsen gefunden im ausgehenden 14. Jahrhundert (18).

Der etablierten Geistlichkeit konnte dies nun überhaupt nicht recht sein, hatte doch allenfalls der Kirchherr, als Pronotar zugleich eine Art Landesbeamter, einen geregelten Lebensunterhalt. Die anderen zumindest mussten den Gürtel eng schnallen, denn über den Bischof von Verden forderte der Papst seine Rechte ein, und der Aufwand in Rom war äußerst hoch, wie ein Blick in die Camera apostolica (19) zeigt.

Die Beziehungen der Barfüßer zwischen Winsen und Lüneburg waren durchaus wechselseitig: So ist mit der Bulle „Apostatus Officium“ vom 13. April 1377 der Franziskaner Erich de Winsen, ein geborener Sachse aus dem Lüneburgischen, zum ersten Bischof von Przemysl ernannt worden (20). Doch offensichtlich kamen mehr Franziskaner von Lüneburg nach Winsen als umgekehrt.

Das „Ora“ und das „Labora“ hatten sie gleichermaßen in ihrem Leben zu berücksichtigen, und dazu hatten sie Roms Segen. Franz von Assisi wollte die Kirche des Papstes Innozenz nicht reformieren, wie es etwa Kaiser Friedrich II. in seinem Kampf zwischen Imperium und Sacerdotium vorgehabt hatte. Franz wollte durch sein

positives Beispiel für das Evangelium locken. „Fröhlich singen und musizieren sollten seine Anhänger, damit die Leute merken, wie glücklich sie in ihrer Besitzlosigkeit sind.“ (21)

Mit diesem Ziel kamen die Franziskaner oder Barfüßer nach Winsen. Schon früh hatte der Orden das Privileg vom Papst erhalten, überall in der Welt zu predigen und die Beichte zu hören.

Mit der Ankunft der Barfüßer in Winsen wurde der Parochialzwang also durch eine Gruppe durchbrochen, die unmittelbar in päpstlichem Auftrag stand. Erst durch die Bettelmönche hat die Predigt ihre Popularität erlangt, erst durch sie wurde Volksfrömmigkeit überhaupt möglich, denn die Franziskaner sprachen nicht mehr Latein, sondern die jeweilige Mundart. Klar, dass diese Mönche einen ungeheuren Zulauf hatten! Doch das hatte wohl auch einen weiteren Grund: Wer beichtete seine Sünden schon gern einem ansässigen Priester, der den Gläubigen über weite Strecken des Lebens begleitet! Da ging man doch lieber zu dem Bettelmönch mit seinen Sünden, der vielleicht schon morgen weiterzog, nie aber in einer säkularen Gemeinde heimisch werden konnte. Die auferlegten Bußen waren einzig für den Orden bestimmt, denn die Mönche durften kein Privatvermögen haben.

Neben dem Predigen und dem Beichtehören gingen die Mönche auch handwerklich ans Werk: So bauten sie St.-Marien-Kirche aus eigener Kraft – aber mit Hilfe der Bevölkerung.

Denn die Arbeit der Mönche hatte für die Parochialgemeinden nicht nur negative Auswirkungen, auch wenn dies die Ortsgeistlichen zunächst befürchten mussten: Über Askese und christlicher Demut haben gerade die Franziskaner nicht vergessen, dass sie ihr Lebensideal allen Menschen bringen wollten. Das führte zu erheblichen soziologischen Folgen in der Laienwelt: Nicht nur, dass sich innerhalb der Laien besondere christliche Gruppen herausbildeten: Die Mönche hielten die Laien stets dazu an, ihre Pflichten gegenüber der Kirche stets sorgfältig zu erfüllen, weckten eine neue Verantwortlichkeit in der Bevölkerung für ihre Kirche. Der Bau der St.-Marien-Kirche allein durch die Mönche dürfte schwerlich möglich gewesen sein. Da war wohl manch Hand- und Spanndienst auf freiwilliger Basis oder als Bußauflage abgeleistet worden.

Der Orden selbst war durchaus nicht arm, verfügte er doch über nicht unerhebliche Legate, die teilweise von Lüneburg auch nach Winsen flossen (22). Auch im Winsener Schloss wird man die Aktivitäten der Mönche nicht gerade mit Unbehagen beobachtet haben,

entstand nun doch eine für damalige Verhältnisse moderne Kirche im Stil der Backsteingotik.

Bald nach 1400 war diese Kirche fertig (23). Sie löste eine alte Kirche ab, möglicherweise eine Holzkonstruktion, wie sie auch in Tostedt gestanden haben mag (24). Nach einem Merian-Stich aus dem Jahr 1650 hatte die neue Kirche keinen Turm.

Noch immer hatte das Winsener Schloss keine eigene Kapelle. Die jetzige Kapelle ließ erst Herzogin Dorothea im ausgehenden 16. Jahrhundert im Rahmen eines großangelegten Umbaus in Mitte unter dem Schlossturm einrichten. Der Vogt, die Schlossbediensteten, ja schließlich auch die herzogliche Familie selbst mussten die Kirche benutzen, deren erste Prediger vom Schloss bestellt wurden.

Mit Sicherheit wusste man vom gottesdienstlichen Gebrauch der Orgel aus Hamburg und Lüneburg, und aller Wahrscheinlichkeit gab es auch bereits Orgeln, Portative oder Positive in Pattensen und Salzhausen. Da liegt die Vermutung mehr als nahe, dass nicht nur die Bürger, sondern auch Mitglieder der herzoglichen Familie in Winsen darauf gedrungen haben, am Sitz der Obervogtei den Gottesdienst mit einem Positiv oder einer Orgel instrumental zu verbrämen.

Von Winhusen nach Winsen

Bei der ersten urkundlichen Erwähnung des Ortes im Jahr 1158 ist von Winhusen die Rede. Zunächst ein Filial der Parochiegemeinde Pattensen, wird Winhusen im Jahr 1233 zum Pfarrdorf. Für sechs Jahrzehnte schweigen die schriftlichen Quellen. „In diesen sechs Jahrzehnten vollzog sich die Umwandlung des Ortes vom Dorf zur Stadt, die 1293 bereits existierte.“ (25)

In diesem Jahre war man auch schon von der alten Schreibweise abgekommen, doch zwischen Winhusen und Winsen gab es eine Zwischenstufe: Die Schreibweise Wynsen ist aus dem Jahr 1247 belegt. Im Rahmen einer Neuformulierung geltenden Rechts haben die Lüneburger Ratsherren damals Ortsnamen angefügt: so etwa „consules de Vltzen“, „de Hidzakere“, „Bannenbergh“, „Bleckede“, „Luchouwe“ und schließlich „consules de Wynsen“ (26). Diese Schreibart ist beinahe identisch mit dem Titel der Predigtreihe, der die Winsener Tabulatur angefügt ist. Für das Kloster Wienhausen bei Celle, von dem starke Impulse der Sakralkunst im späten Mittelalter ausgingen, ist diese Schreibweise nicht belegt.

Die Schreibweise Wynsen für Winsen ist ein zweites Mal aus dem Jahr 1372 verbürgt, als Hinrich Hertoge, voget to Wynsen, den Rat der Stadt Lüneburg um

militärische Hilfe gegen den Ritter Siegfried von Saldern ersucht (27).

Die Lage der Kirche in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts

„Subesse pontifici Romano omni creaturae humanae omnino est de necessitate salutis.“ (28) Dieser Anspruch des Papstes, formuliert in der Bulle „Unam sanctam“ ist ins Wanken geraten, seitdem die deutschen Kurfürsten 1338 im Kurverein zu Rense erklärt hatten, dass jeder von den Kurfürsten Gewählte auch ohne Mitwirkung des Papstes deutscher König ist (29). Der päpstliche Primat ist damit Geschichte geworden. Das Papst-Schisma von 1378, in dessen Verlauf sich die Päpste von Rom und Avignon gegenseitig exkommuniziert hatten, führte zu einem Novum: Die Führung der Kirche übernahm das Generalkonzil, die Gesamtheit aller Gläubigen, an dem auch Laien teilnehmen konnten, und es war unfehlbar und sogar dem Papst übergeordnet. Ganz auf diesem Boden stand das Konstanzer Konzil (1414 bis 1418), vom Kaiser einberufen. Abgestimmt wurde auf diesem Konzil nach Nationen, und eines seiner wichtigsten Anliegen war es, Schäden zu beseitigen, die durch die Zentralisation der kirchlichen Verwaltung auf Rom entstanden waren. Dieses Problem freilich wurde, wenn auch nur in Ansätzen, auf dem Baseler Konzil (1431 bis 1449) gelöst.

Die desolaten Verhältnisse in Rom warfen ihre Schatten über ganz Europa. Ämterverkauf war an der Tagesordnung. So hat Erzbischof Günther von Magdeburg zum ersten Mal Messe gelesen, als er 35 Jahre im Amt war. Bischof Robert von Straßburg amtierte sein ganzes Leben lang nicht als Seelsorger.

Für Stiftsherren war der Zölibat Nebensache geworden, der niedere Klerus trieb im „Konkubinat mit der Köchin in eheähnlicher Form... die harmloseste Art der Unzucht“. „Die Priester ahnten oft nicht einmal den Inhalt des lateinischen Textes, den sie bei der Messe oder der Sakramentsausteilung richtig oder falsch anwandten.“ Es ist wohl auch kein Zufall, dass der Mönch in der Literatur jener Zeit zum Inbegriff von Dummheit und Gemeinheit, Schwelgerei und Zuchtlosigkeit wurde. Vor diesem Hintergrund sind Reformbestrebungen allzu verständlich, und für Norddeutschland einschließlich der Niederlande machte hier die Windesheimer Kongregation der Augustiner von sich reden. Auch die Franziskaner wurden durch Männer wie Bernadino von Siena und Johann von Capristano von längst eingerissenen Entgleisungen zum Gott gefälligen Leben zurückgerufen (30).

In der Laienwelt lagen Verachtung und hohe Wertschätzung kirchlicher Gnadenmittel dicht

beieinander. Die Gebefreudigkeit für die Kirche, die Stiftung immer neuer Messen, die Sammlung von Heiligen-Reliquien und der Ablasskauf wuchsen, in immer neuen Bruderschaften wurde immer mehr gebetet. „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ Das war nicht erst die Frage Luthers, das fragten auch schon Generationen vor ihm, doch sie suchten die Antworten im Erwerb von Verdiensten gegenüber Gott und der Kirche: Werkgerechtigkeit!

Aus Spanien drangen Schreckensmeldungen nach Nordeuropa. Dort wütete die Geißel der Inquisition, die bald ganz Europa erfassen sollte (31). So wurden in den Niederlanden und in Norddeutschland die Beginen und Begarden verfolgt, Frauen und Männer, die freiwillig, also ohne Gelübde, keusch und arm in eigenen Häusern und Höfen lebten, aber ein volksnahes und überzeugendes Christentum in der jeweiligen Landessprache predigten (32). Sie hatten in Lüneburg eine Niederlassung im heutigen Hause Conventstraße 33 c. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts ebte die Inquisition in Nordeuropa ab, doch die Schrecknisse steckten den nachfolgenden Generationen noch in den Gliedern.

Kirchenmusik im 15. Jahrhundert

Die Geschichte christlicher Verkündigung ist zugleich eine Geschichte der Musik. Gregorianische Gesänge

sind bis heute aus dem Mittelalter überliefert, andere Kompositionen sind – obwohl in Neumenschrift notiert – für immer verklungen. Diese Neumen gaben nicht die genaue Dauer und Höhe der einzelnen Töne an, beschrieben vielmehr nur die Bewegungsrichtung der Singstimme. Die Neumenschrift setzte die mündliche Überlieferung der Gesänge voraus und diente vermutlich dem Vorsänger nur als Gedächtnisstütze (34). Aus dem ersten Jahrtausend sind deshalb insbesondere die Antiphone, das sind liturgische Wechselgesänge, nur vage überliefert.

Erst im Jahr 1030 wandte Guido von Arezzo ein Vierliniensystem mit Schlüsselvorzeichnung zur Tonhöhenfixierung an und schuf damit die Grundform der quadratischen Choralnoten, die dann im 13. Jahrhundert zur Mensuralnotation vervollkommen wurde: Nicht nur Tonhöhe, sondern auch Tonlänge wurden jetzt darstellbar. Dieser Notation bediente sich auch der Meister der Winsener Tabulatur.

Die neue Schreibweise war eine der wichtigsten Voraussetzungen für mehrstimmige Kompositionen, und die entstanden denn auch schon bald, nämlich im 11. Jahrhundert in Form des Organums. Parallelorganum und schweifendes Organum bestanden bald nebeneinander. Im ersten gibt es eine Parallelität der Stimmen, im zweiten überschneiden sie sich bisweilen in Tonhöhe und Rhythmus. Das Auszieren

durch die Oberstimme lässt die Töne in der Grundstimme immer länger werden, bis sich die Grundstimme schließlich nur noch als Cantus firmus in der Rolle einer Halt- oder Stützstimme wiederfindet (35).

Von der Zweistimmigkeit bis zu weiterer Mehrstimmigkeit ist es ein kleiner Schritt: Da werden die Chöre um Knabenstimmen komplettiert, die zunächst einfach oktavierend und dadurch den Klang volumiger machen, da kommen Diskantstimmen dazu – und erst nach langem Gerangel und Protesten progressiver Köpfe lässt Rom die instrumentale Musik in der Kirche zu: Für die Orgel ist die Stunde gekommen, und sie erobert die Kirchen wie im Fluge. Aber ihr Einsatz wird durchaus von der kirchlichen Obrigkeit reglementiert: Weltliche Freude darf keinen Einzug halten in den sakralen Raum.

In England, das seit jeher ein distanzierteres Verhältnis zu Rom pflegte, war die Orgelkunst schon weiter gediehen als auf dem Kontinent. Um 1420 vermischten sich die Eigenarten der englischen Schule mit kontinentaler Stilistik (36), es gab mehrstimmige Choralbearbeitungen, die jetzt instrumental verstärkt wurden, und hier taten sich auch alsbald deutsche Komponisten hervor, darunter ein Johannes de Lynburgia, der eine freiere Harmonik vertrat (37).

Sollte er aus Lüneburg stammen, worauf sein Name schließen lässt?

Das wäre nicht unwahrscheinlich, denn: „Die Pflege frommer Musik in einem wohlgeübten Knabenchor scheint in der Grabkirche des Herzogshauses altüberliefert gewesen zu sein, vertiefte sie doch den Sinn der regelmäßig wiederkehrenden Gedächtnismessen. Am Fuße des Kalkberges unterstand dem Herzog selbst eine weltliche Schule, deren Besucher ebenfalls in Kirchengesänge ausgebildet wurden, um dem Michaelisgottesdienste zu dienen“. (38) Diese privilegierte Schule schenkte Herzog Otto dem Michaelis-Abt, und sein Bruder, Herzog Wilhelm, bestätigte diese Schenkung 1353. In diesen Chören war die Mehrstimmigkeit zu hoher Kultur gediehen, die dann später Grundlage der instrumentalen Kompositionskunst wurde.

Im Jahr 1406 erhielt die Lüneburger St.-Michaelis-Schule Konkurrenz durch das Johanneum. Auch dessen Schüler wurden zu kirchenmusikalischen Zwecken eingesetzt, und zwar an der St.-Johannis-Kirche. Eines der gewichtigen Zeugnisse Lüneburger Kirchenmusik des 15. Jahrhunderts ist das Lüneburger Antiphonale, ein handgeschriebenes liturgisches Buch im Besitz der Ratsbibliothek Lüneburg.

Der Cantor in der mittelalterlichen Kirche gehörte zum niederen Klerus. Er hatte das Amt des für die Kirchenmusik verantwortlichen Vorsängers, wie die Übersetzung der lateinischen Berufsbezeichnung zeigt (39). Die Alternatimspraxis im Gottesdienst, ein Wechselgesang zwischen Geistlichem, Gemeinde und Chor, erforderte einen geübten Sänger, der zugleich den Chor zu leiten hatte.

Fazit: In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts hat es im Lüneburgischen bereits Orgeln und Kantoren gegeben, und Winsen als wichtiger Sitz der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg und Standort eines Barfüßer-Klosters dürfte in der gerade gebauten St.-Marien-Kirche durchaus eine Orgel gehabt haben.

Zuordnungsversuche

Handschriftenkundler und Musikwissenschaftler gönnen der Luhestadt offenbar nicht die Zuordnung dieser kulturhistorischen wichtigen Notenhandschrift.

Bis vor etwa 20 Jahren galt die Zuordnung der Winsener Tabulatur nach Windsheim im Holland als sicher. Die Historiker folgten damit einer eher flüchtigen Einordnung des Forschers Valentin Rose in Berlin. Er war davon ausgegangen, dass das in der Handschrift ebenfalls vorhandene Empfehlungsschreiben durch einen Dominikaner-Prior den Hinweis

auf den Ort der Entstehung gibt und zugleich die Verfasserschaft der gesamten Handschrift und der Tabulatur durch den Angehörigen eines anderen Ordens, beispielsweise eines Franziskaners, ausschließt.

Windsheim bei Zwolle schrieb sich im 15. Jahrhundert Wyndesem. Das dortige Kloster allerdings unterstand – und das widerspricht Rose – nie dem Dominikanerorden, sondern es wurde im Jahr 1386 als so genanntes Reformkloster gegründet. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts war dort Wilhelmus Vorhem als Prior tätig, und er überwarf sich mit der Rom-Kirche. Im Jahr 1430 zogen die Anhänger der „Devotio moderna“ nach päpstlichem Interdikt aus. Erst Jahre später wurde dieses Kloster den Augustinern unterstellt.

Wilhelmus Vorhem hatte mit seiner „devotio moderna“ aber nun gerade eine nichtmönchische Laienbewegung der Brüder vom gemeinsamen Leben auf den Weg gebracht. Für solche Laien wäre aber die Benutzung der lateinischen Sprache, wie sie in dem Predigtbuch des Ludulfus Wilkinus zu finden ist, höchst unwahrscheinlich gewesen.

Und überhaupt: Was hatte ein Dominikaner-Pater – und ein solcher hat das Empfehlungsschreiben für den reisenden Mönch ausgestellt – in einem Laienkloster,

von dem aus die Windsheimer Kongregation eine Reform der Klöster und der Kirche zu starten versuchte, zu suchen gehabt?

Ein niederländischer Handschriftenkundler reklamiert die Winsener Tabulatur für das Kloster Wynsum bei Groningen. Das passt nun schon eher zusammen auf den Autor des Empfehlungsschreibens für Ludolphus Wilkinus, der es als Frater Thidericus Suidbert unterzeichnet hat.

Ein Empfehlungsschreiben innerhalb des Ordens ist aber für die Dominikaner unsinnig. Ihre Ordensregel schreibt nicht die *Stabilitas loci*, also die Verbundenheit mit einem einzigen Kloster, vor. Ein derartiges Schreiben erhielte seinen Sinn eher, wenn es einem ordensfremden Mönch ausgestellt würde, der nach Sachsen reisen wollte und nicht sicher sein konnte, dass er nach jeder Tagesreise ein Franziskanerkloster antreffen, deshalb auch mit einem Dominikanerkloster vorlieb nehmen würde.

Generell spricht ein weiteres Argument gegen die Autorenschaft eines Dominikaners für die Winsener Tabulatur: Für diesen Orden, der eben im 15. Jahrhundert in Spanien im Zuge der Inquisition die Scheiterhaufen lodern lässt, gilt der Grundsatz: „*Extra ecclesiam nulla salus*“ – „Außerhalb der Kirche gibt es kein Heil.“ Wie sollte ausgerechnet der Mönch eines

Ordens, der sich dem Kampf gegen die Verweltlichung der Kirche gewidmet hat, eine verpönte, weil moderne Form der Messe und dann auch noch ein Volkslied aufschreiben? – Er hätte sich damit innerhalb seines eigenen Ordens in höchste Gefahr gebracht.

Bad Windsheim in Franken greift ebenfalls nach der Winsener Tabulatur – nicht ganz ohne Chancen: Immerhin war Windsheim Freie Reichsstadt, immerhin gab es dort ein Franziskanerkloster, immerhin herrschten in dieser Stadt eine Art Weltoffenheit und eine kritische Haltung gegenüber der Kirche – vor allem dem Bischof von Würzburg. Um die Reichsfreiheit langfristig zu erhalten, sind die Stadtväter ein Bündnis mit Nürnberg und anderen großen süddeutschen reichsfreien Städten eingegangen.

Aber im frühen 15. Jahrhundert war die Sächsische Kanzleisprache gerade erst im Werden – die Buchdruckerkunst wurde erst um 1440 erfunden.

Der Titel weist das notierte Volkslied „*Wol up, Ghesellen, is an de tyet ny*“ nach dem Germanisten Dr. phil. Gerhard Rieckmann aber als Produkt des norddeutschen Raumes aus. Damit könnte es der Verfasser wohl kaum südlich des Mains gehört haben.

Das Kloster Wienhausen bei Celle kommt für die Zuordnung ebenfalls nicht in Frage, denn dort handelt

um eine Frauen-Klause der Zisterzienser, der nie ein männlicher Prior vorgestanden hat.

Fazit: Der Schreiber des Empfehlungsschreibens ist für die Zuordnung der Handschrift völlig ohne Belang. Natürlich kann besagter Dominikaner-Prior Thidericus Suitbert dem Mönch eines anderen Ordens ein Empfehlungsschreiben gegeben haben. Der Autor der Predigtsammlung muss wegen des Notenanhanges der Musica Nova und des notierten Volksliedes seine Begegnung in Norddeutschland gehabt haben und ein Franziskaner gewesen sein. Solch ein Franziskanerkloster und wohl auch eine Terminei – ein Gasthaus dieses Ordens – gab es zur fraglichen Zeit in Winsen.

Die Winsener Orgeln

Schriftlich greifbar wird die Winsener Orgelgeschichte erst im Jahr 1656. In den „Corpora bonorum“, einem Güterverzeichnis der Kirchengemeinde St. Marien von dem damaligen Pastor primarius Johann Christian Parisius aus dem Jahr 1802, ist von einem Instrument aus dem Jahr 1656 die Rede.

Das besagt freilich nicht, dass es in früherer Zeit keine Orgeln gegeben hätte. Sie sind allerdings nicht schriftlich datierbar.

Die erste schriftlich erwähnte Orgel aus dem Jahr 1656 war für 900 Reichstaler von dem Lüneburger Orgelmacher Magnus Grimm gebaut worden, hatte 25 Register, verteilt auf zwei Manuale für Hauptwerk und Rückpositiv sowie das Pedal. Sechs Blasebälge in einem Verschlag neben der Kirche sorgten für Luft. Über die Disposition ist nichts bekannt. 233 Jahre, nämlich von 1656 bis 1889, hat dieses Instrument auf der unteren alten Orgelempore gestanden.

Die zweite schriftlich erwähnte Orgel wurde 1889 von der Firma Furtwängler-Hammer gebaut. Zwei Jahre zuvor hatte die St.-Marien-Kirche den heutigen Kirchturm erhalten. Das Instrument erhielt einen neugotischen Prospekt. Es hatte Stimmen auf zwei Manualen und im Pedal sowie zwei Koppeln, mit denen sich die beiden Manualwerke im Hauptwerk vereinigen und das Hauptwerk zum Pedalwerk verbinden ließ. An dieser Orgel hinterließen zwei Weltkriege schlimme Spuren: Im Juli 1917 wurden 47 Prospekt Pfeifen ausgebaut, um ihr Metall für Kriegszwecke einzuschmelzen, und im Zweiten Weltkrieg konnten dringend erforderliche Wartungsarbeiten nicht durchgeführt werden.

Die Dringlichkeit zur regelmäßigen Wartung ergab sich durch eine Baumaßnahme im Jahr 1911. Damals wurde eine Gebläseanlage installiert, die die Luft durch das untere Turmzimmer durch die Westwand des Turmes

direkt von draußen ansog. Durch extreme Schwankungen von Temperatur und Luftfeuchtigkeit wurde das Instrument stark geschädigt, und diese Schäden konnten, kriegsmäßig bedingt, nur provisorisch behoben werden.

Das führte zum Neubau einer Orgel, die im Dezember 1960 ihrer Bestimmung übergeben werden konnte. Diese Ott-Orgel hält am bewährten mechanischen Schleifladensystem fest – Näheres dazu im Folgenden –, hat 39 Register, die sich auf Hauptwerk, Rückpositiv und Brustwerk sowie auf Pedal verteilen. Das Rückpositiv lässt sich an Hauptwerk und Pedal, das Brustwerk ans Hauptwerk, das Hauptwerk ans Pedal und das Rückpositiv ebenfalls ans Pedal koppeln. Zwei Sperrventile teilen das Pedal in Weit- und Engchor auf. Diese Orgel lehnt sich an ihre klassischen Vorbilder aus der Blütezeit des Barocks an, hat aber trotzdem ein unverwechselbares Klanggesicht.

So funktioniert eine Orgel

Von den Werken

Die Orgel ist das durchgeformteste Musikinstrumente, das der Menschengestalt in vorelektronischer Zeit ersonnen hat. Das sagt schon ihr Name, denn er vom Plural des griechischen Wortes Organon (Werk) abgeleitet. Viele Werke müssen also zu diesem

königlichen Instrument zusammengefügt werden, genauer: drei Werke:

das Windwerk,
das Pfeifenwerk,
das Regierwerk.

Das Windwerk

Die Orgel ist zugleich ein Tasten- und ein Blasinstrument. Deshalb muss Luft her. Sie kommt aus Blasebälgen, die einst von Menschen bewegt worden sind. Heute füllen Elektromotoren die Bälge.

Von diesen Bälgen wird die Luft durch Kanäle zu den Pfeifen geführt, jedoch nicht direkt. Sie muss sich zunächst beruhigen. Das geschieht in großen Luftkästen unter den Pfeifen, den so genannten Windladen. Dort ruht die Luft unter einem bestimmten Druck., nämlich zwischen 0,5 und 1 atü.

Über den Windlagen ist ein weiteres Luftstockwerk, eine weitere Lade, die sich in so genannte Kanzellen gliedert. Das sind Fächer mit Bohrungen, über denen Pfeifen desselben Tones, aber unterschiedlicher Register stehen. Wie nun die Luft in die gerade angeschlagene und registrierte Pfeife kommt, wird unter dem Kapitel „Das Regierwerk“ erläutert.

Das Pfeifenwerk

Etwa 3000 Pfeifen sind in der Winsener Ott-Orgel installiert, und sie erzeugen unterschiedlichste Klangcharaktere. Diese Pfeifen sind in mehreren Reihen angeordnet, und jetzt Reihe für sich ist eine kleine Orgel. Mit einer einzigen dieser Pfeifenreihen lässt sich auf einer Tastenreihe ein Choral oder eine andere Komposition spielen. Solch eine Pfeifenreihe heißt Register – übrigens ähnlich wie beim Cembalo, wo allerdings ein voller Saitenzug damit gemeint ist. Durch die besondere Bauart erhalten alle Pfeifen eines Registers einen einheitlichen Klangcharakter. So gibt es einige Register, die nur aus Holz-, andere, die nur aus Metallpfeifen bestehen.

Es gibt aber viel wichtigere Unterschiede als das unterschiedliche Material: zum einen die Pfeifenlänge, zum anderen die Bauart. Die Pfeifenlänge bestimmt die Höhe der Töne, die Bauart ihren Klangcharakter. Er wird durch die unterschiedliche Tonerzeugung geprägt. Die Lippenpfeifen sind nach dem Muster der Blockflöte gebaut. Die Luft strömt durch einen Kanal im Kopf der Flöte auf eine Lippe zu, an der sie zum Pendeln und damit zum Klingen kommt. Diese Pfeifen klingen weich und zart, ob sie aus Holz oder Metall gebaut sind.

Die Zungenpfeifen dagegen klingen durchdringend, manchmal auch schnarrend. Sie sind fast immer aus

Metall hergestellt. Ihr Ton wird dadurch erzeugt, dass im Pfeifenkopf Luft an einer Metallzunge vorbei streicht, sie zum Schwingen bringt und dazu zwingt, in rascher Folge auf eine Metallunterlage zu schlagen. Etwas Ähnliches geht im Kopf der Klarinette vor, wo allerdings die Zunge auf eine Holzunterlage schlägt. Die Zungenregister werden wegen ihrer auffälligen Klangfarben auch Soloregister genannt, mit denen man Einzelstimmen besonders gut herausheben kann. Die Länge der Pfeifen beider Toncharaktere richtet sich nach den gewünschten Ton-Etagen: Halbiert man die Länge, dann klingt die Pfeifenreihe eines Registers um jeweils eine Oktave höher. So kann auf der Winsener Orgel mit einer einzigen Taste im Hauptwerk ein und derselbe Ton in vier, bei Benutzung der Koppel für das Rückpositiv sogar in fünf Oktaven erklingen.

Die Pfeifenlängen werden in Fuß angegeben: 16, 8, 4, 2 und ein Fuß. Im Hauptwerk der St.-Marien-Orgel ist aber auch ein Register außerhalb dieser Oktavreihe zu finden: das Nasat mit $2 \frac{2}{3}$ Fuß. Sie erklingt zu anderen Registern nicht im Oktav-, sondern im Quintenabstand. Weiter sind dort eine dreifach besetzte Terzzimbel und eine sechsfach besetzte Mixtur zu finden. In diesen Registern erklingen beim Anschlagen nur eines einzigen Tones mehrere Pfeifen zugleich. Das Ergebnis dieser Mixturen ist ein strahlender, durchdringender Klang. Was am Beispiel des Hauptwerks geschildert

wurde, gilt auch für das Brustwerk und das Rückpositiv sowie für das Pedalwerk.

Der so genannte Orgelprospekt, also die Vorderansicht des Instrumentes, ist in Witten eher schlicht gehalten worden. Die Pfeifen in der Sichtfront sind aber nicht etwa Attrappen, sondern gehören zur Prinzipalfamilie im Hauptwerk.

Das Registerwerk

Die Dreieinigkeit Gottes wird Sonntag für Sonntag in den Kirchen bekannt, nämlich im Glaubensbekenntnis. Damit die Dreieinigkeit auch im Klang gewährt wird, gesellt sich zum Wind- und Pfeifenwerk das Registerwerk. Es ist so zu sagen der lange Arm des Organisten, der über komplizierte mechanische Hebelwege Spielventile selbst in der hintersten Ecke des Instrumentes betätigen kann.

Ist die Orgel das durchgeformteste mechanische Musikinstrument, das der Menschengestalt je ersonnen hat, so ist der eigentliche geniale Wurf, der die Einzelstimmen zur Harmonie zusammen fügt, stets hinter Holzblenden verborgen und vom Orgelprospekt her, also von der Frontansicht, nie einzusehen. Dabei ist das Geflecht sich überlagernder hölzerner Züge und Stäbe sehr imposant.

Zweierlei wird vom Spieltisch aus registriert: Mit so genannten Schleiflagenzügen wählt der Organist die einzusetzenden Register aus, und mit Manual- oder Pedaltasten bringt er die Einzelpfeifen der ausgewählten Register zum Klingen. Man nennt das die mechanische Traktur – im Gegensatz zu pneumatischen Trakturen wie in Ramelsloh oder zu elektronischen Trakturen wie in einigen Hamburger Großorgeln.

Traktur heißt Zugwerk. Mit Hilfe von Leisten, Stangen, Winkelbrettchen und Drähten wird der Tastendruck als Zug an das jeweilige Pfeifenventil weitergegeben.

Die Taste gibt den Druck über eine Zugrute – eine dünne Leiste aus Weichholz – und ein metallenes Ärmchen an die Welle – ebenfalls eine Holzleiste – ab. Am anderen Ende der waagrecht verlaufenden Welle schließt abermals eine Zugrute in Verbindung mit einem metallenen Ärmchen an, das eine direkte Verbindung zum Spielventil hat, das mit einer Feder ausgestattet ist. Diese Verbindung läuft als dünner Draht durch die schon erwähnte Windkammer bis vor die Kanzelle. Das Ventil darunter wird mit einer Metallfeder geschlossen gehalten, bis es durch Tastendruck geöffnet wird.

Beim Öffnen strömt nun Druckluft aus der Windlade in die Kanzelle. Eigentlich müssten nun alle gleichen Töne der verschiedenen Register erklingen. Dass dies

nicht passiert, liegt an den so genannten Schleifladen, die die Register steuern.

Schleifladen sind breite Leisten mit Lochbohrungen. Diese Leisten sind quer durch die Tonkzellen über die Windlade geführt. Bei gezogenem Register befinden sich die Lochbohrungen direkt unter den Pfeifenöffnungen, bei geschlossenem Register liegen die Löcher daneben, und die Leiste verhindert den Luftdurchsatz.

Will der Organist nun eine bestimmte Pfeife zum Klingen bringen, so muss er bei laufendem Windwerk zweierlei tun: er zieht die Schleiflade durch den Registerzug vor die Pfeifenöffnungen, damit in alle Pfeifen des Registers Luft eindringen kann. Danach drückt er eine Taste nieder und erreicht damit, dass die mit der Taste verbundene Tonkzelle unter Luftdruck gesetzt wird. Erst durch das Zusammenwirken beider Schritte dringt Luft in die gewünschte Pfeife oder die gewünschten Pfeifen ein. Denn selbstverständlich können mehrere Schleifladen zugleich geöffnet werden. Der Weg dieser so genannten Trakturen ist für Manual – und Pedalwerke gleich. Das gleichzeitige Spiel auf mehreren Manualen und dem Pedal dient sowohl der plastischen Hervorhebung in der kontrapunktischen Musik als auch der Heraushebung einzelner Stimmen zur Begleitung des Gemeindegesanges.

Das Registerwerk der St.-Marien-Orgel läuft am Spieltisch zusammen: Die drei versetzt übereinander liegenden Tastenreihen regieren das Haupt- und das Brustwerk sowie das Rückpositiv, die Pedalreihe regiert das Pedalwerk.

Rechts und links von den Spieltischen sind die Register angeordnet, und zwar in der Reihenfolge der einzelnen Pfeifenwerke.

Im Hauptwerk sind folgende Register zu hören:

Quintade	16 Fuß
Prinzipal	8 Fuß
Rohrflöte	8 Fuß
Oktav	4 Fuß
Gedackt	4 Fuß
Oktav	2 Fuß
Nasat	2 2/3 Fuß
Terzzimbel	3-fach
Mixtur	6-fach
Trompete	8-Fuß

Im Rückpositiv sind folgende Register zu hören:

Gedackt	8 Fuß
Holzflöte	8 Fuß
Prinzipal	4 Fuß

Rohrflöte	4 Fuß
Waldflöte	2 Fuß
Oktav	1 Fuß
Sesquialtera	2-fach
Nasat	1 ½ Fuß
Scharf	4 – 6-fach
Dulzian	16 Fuß

Im Brustwerk sind folgende Register zu hören:

Holzgedackt	8 Fuß
Blockflöte	8 Fuß
Prinzipal	4 Fuß
Rohrflöte	4 Fuß
Waldflöte	2 Fuß
Oktav	1 Fuß

Im Pedal sind folgende Register zu hören:

Subbass	16 Fuß
Prinzipal	16 Fuß
Prinzipal	8 Fuß
Gedackt	8 Fuß
Oktave	4 Fuß
Nachthorn	1 Fuß
Rauschpeife	2-fach
Mixtur	5-fach
Posaune	16 Fuß
Trompete	8 Fuß

Schalmey 4 Fuß

Oberhalb des Pedals liegen, wie die Pedaltasten mit den Füßen zu regieren, die Koppeln: Das Rückpositiv kann an das Hauptwerk, das Brustwerk an das Hauptwerk, das Hauptwerk an das Pedal und das Rückpositiv an das Pedal gekoppelt werden. Zwei Sperrventile lassen zudem verschiedene Pedalregister in Eng- und Weitchor aufteilen.

Doch mit den 39 Registern, die dem Organisten einige hundert Möglichkeiten unterschiedlichster Klangkombinationen ermöglichen, und den Koppeln erschöpft sich die Vielfalt der Variationen nicht. Das Brustwerk ist nicht nur aus optischen Gründen mit kleinen Türen versehen. Der Organist kann diese Türen während des Spielens öffnen oder schließen und auf diese Weise eine Art Echo-Effekt zaubern.

Kantoren zu St. Marien

Wilhelmnus Montanus (1641 - ??)
 N. Kirchhoff, gestorben 1664
 Johannes Neukrantz, gestorben 1667
 Tobias Wesses, gestorben 1670
 Christian Adam, 1675 versetzt
 Wolfgang Witzhausen, gestorben 1686
 M. David Friedrich Reinhardt, 1696 versetzt
 Heinrich Lastin, gestorben 1715

Nicolaus Wiegandt (1715 – 1751)
Caspar Nicolay Ehlers (1751 – 1786)
Johann Friedrich Heinrich Cordes (1786 – 1801)
Losmeyer (1801 – 1806)
Johann Heinrich Bernhard Wilken (1806 – 1817)
Johann George Firedrich Köhler (1818 – 1858)
Johann Heinrich Schreiber (1859 – 1890)
Christian Albert Weber (1890 – 1920)
Hermann Töbelmann (1920 – 1937)
Wilhelm Rieckmann (1939 – 1953)
Wilhelm Besenthal (1953 - ??)
Andreas Brunion (?? - ??)
Reinhard Gräler (?? - ??)

Anmerkungen:

- 1) cf. Friedrich Herzfeld: Lexikon der Musik; Ullstein Verlag Berlin 1961, Seite 333
- 2) Venantius Fortunatus, Lib. II, Carmen 10, abgedruckt bei Migné, P. 1, 72, 401, zitiert aus dem Handbuch der Musikwissenschaft II, Otto Ursprung: Die katholische Kirchenmusik, Laaber-Verlag 1979, S. 117:
„Hinc puer exiguis attemperaqt organa dannis;
Inde senes largam raptat ab ore tubam.
Cimbalicae voces calamis miscentur akutis,
Disparibusque tropis fistula dulce sonat.
Tympana rauca senum puerilis tibia mulcet.

Atque hominum reparant verba canora lyram.“

- 3) cf. Friedrich Herzfeld: Lexikon der Musik, Seite 346
- 4) S. Hermelink: Orgel. In „Die Religion in Geschichte und Gegenwart (RGG), J.C. B. Mohr, Tübingen 1960, Sp. 1683
- 5) Handbuch der Musikwissenschaft II, Seite 1683
- 6) S. Hermelink, Orgel, a.a.O. Sp. 1683
- 7) Handbuch der Musikwissenschaft II, Seite 1683
- 8) Harald Vogel: Die spätgotische Orgelkunst, Organa 1982 (Schallplatten-Cover)
- 9) Wilhelm Reinecke: Geschichte der Stadt Lüneburg, 1933, Seite 249
- 10) S. Hermelink: Orgel. A.a.O. Sp. 1683
- 11) Dr. Fr.-W. Reinicke: „St.-Johannis-der Täufer-Kirche zu Salzhausen“, Salzhausen 1978.
- 12) Wilhelm Reinecke: Geschichte der Stadt Lüneburg, 1933, Seite 245 - 247
- 13) Rudolf Grote: Soli deo gloria. Winsen 1960, S. 17
- 14) Günther Hagen: Die mittelalterliche Kirche“ in: 750 Jahre St. Marien zu Winsen an der Luhe. Winsen (Luhe) 1983, Seite 13 – 24
- 15) Wilhelm Reinecke: Geschichte der Stadt Lüneburg, Seite 173
- 16) Wilhelm Reinecke: Geschichte der Stadt Lüneburg, Seite 166
- 17) cf. Günther Hagen: Die mittelalterliche Kirche
- 18) cf. ebenda

19) So verbrauchte Papst Johann XXII. Im Jahre 1365 seine Einnahmen: 63,7 Prozent für Kriege, 12,7 Prozent für Beamte, 7,16 Prozent für Almosen, kirchliche Neubauten und Mission, 3,35 Prozent für Kleidung, 2,9 Prozent für eigene Bauten, 2,5 Prozent für Küche und Keller, 4 Prozent für Verwandte und Freunde. Zitiert nach Kurt Dietrich Schmidt: Grundriss der Kirchengeschichte, 5. Auflage, Göttingen 1967, Seite 256 – 257

20) Günther Hagen: „Die Barfüßer-Mönche in Winsen“ in „750 Jahre St. Marien zu Winsen an der Luhe“. Seite 24

21) Kurt Dietrich Schmidt: Grundriss der Kirchengeschichte, Seite 230

22) Günther Hagen: „Die Barfüßer-Mönche in Winsen“, Seite 27 – 28

23) Günther Hagen: Geschichte der Stadt Winsen an der Luhe, 2. Aufl., Winsen 1990, Seite 28

24) Günther Hagen: Die mittelalterliche Kirche, Seite 17

25) Otto Hintze: Geschichte der Bäcker-Innung zu Winsen an der Luhe. Winsen, o. J., Seite 9

26) Dr. Carl Haase: Das Lüneburger Stadtrecht“ in Aus tausendjähriger Vergangenheit. Lüneburg 1956, Seite 78

27) Günther Hagen: Geschichte der Stadt Winsen an der Luhe, Seite 21

28) Übersetzung: Dem römischen Bischof untertan zu sein, ist für alle menschliche Kreatur heilsnotwendig.

29) Kurt Dietrich Schmidt: Grundriss der Kirchengeschichte, Seite 254

30) cf. ebenda Seite 261

31) A. Erler: Imquisition in „Die Religion in Geschichte und Gegenwart III, Mohr, Tübingen 1960. Spalte 770

32) H. Grundmann: Beginen in RGG, Mohr, Tübingen 1957, Spalte 959

33) Wilhelm Reinecke: Geschichte der Stadt Lüneburg, Seite 71

34) E. Jammers: „Neumen“ in RGG IV, Mohr, Tübingen 1960, Spalte 1426

35) cf. Otto Ursprung: „Die katholische Kirchenmusik“ in Handbuch der Musikwissenschaft II, Seite 119

36) Ursprung, a.a.O. Seite 157

37) Hans Waldemar Rosen: Die liturgischen Werke des Johannes de Lynburgia, Diss. Innsbruck 1929

38) Wilhelm Reinecke: Geschichte der Stadt Lüneburg, Seite 70

39) W. Blankenburg: „Kantor“ in RGG III, Mohr, Tübingen 1960, Spalte 1129

Für das Kapitel „Zuordnungsversuche“ vergleiche:

Gustav Platz und Hermann Schuster: Kleine Kirchengeschichte Niedersachsens, Hannover 1965

Gerard Achten: Die theologischen lateinischen Handschriften in Quarto der Staatsbibliothek

Preußischer Kulturbesitz, Teil 2, Otto Harrassowitz,
Wiesbaden 1984

„Kalkberg-Kloster-Kirschschätze“ – Begleitheft zur
Ausstellung in St. Michaelis, Lüneburg, 1985.